

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	5 (1915)
Heft:	50
Artikel:	Emil Rittmeyer - ein Schweizer Maler
Autor:	Küffer, Georg
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-645061

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

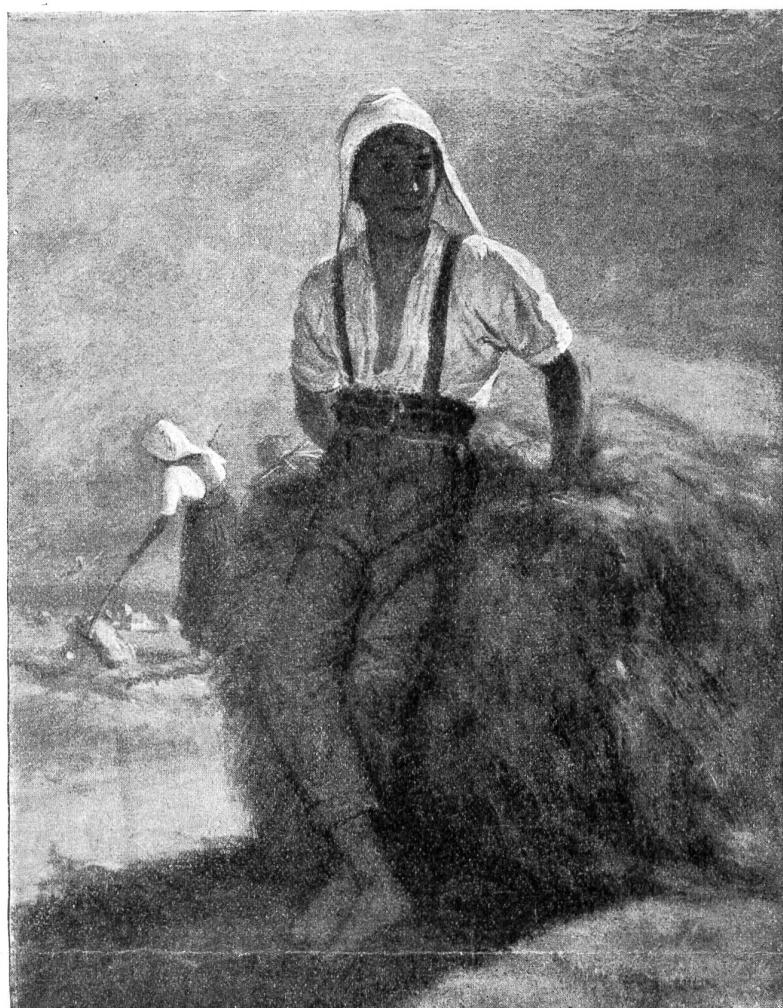
Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aus seinen Ketten käme. Aller Trost, der in seinem Charakter war — und er hatte davon nicht wenig — setzte sich auf den einen Punkt: Heraus willst du aus dem Elend. Nachdem alles Grübeln nichts nützte und er keine einzige Tür ins freie Leben zurück offen fand, bemerkte er schließlich ein kleines schwarzes Törlein, das ihm allerdings einen Ausweg verhieß. Zuerst bekam er Herzschmerzen, als er es sah, und wendete den Blick hastig davon ab. Dann tauchte es immer wieder vor seinen Augen auf, nur das eine und gar kein anderes. Und nun begann er es mit einer Art verzweiflungsvoller Entschlossenheit näher und näher zu betrachten. Da ging es hinaus, aus der Ehe, aus dem ewigen Gezänk, aus — dem Leben hinaus. Fridolin wurde immer melancholischer. Er beschloß zu sterben. Nein, er wußte, daß er sterben mußte, daß es gar keine andere Wahl gab, sich aus dem irdischen Fegefeuer zu erlösen. Er verbohrte sich in den Gedanken und beschäftigte sich dann eine Weile damit, die verschiedenen Todesarten, die ihm möglich waren, durchzumustern.

Mit einer solchen Musterung war er einmal beschäftigt, als er beim Abendbrot in einer Wiese saß, auf welcher er das Heu gewendet hatte. Er war barfuß und hatte nur Hose und Hemd an. Die Sonne streichelte ihm mit einem milden abendliehen Lichte das Gesicht und die braunen Arme, als ob sie ihn an die Schönheit der Welt erinnern wollte. Ein Apfelbaum streckte fruchtbeladene Äste über ihn hin und hielt Blätter und Zweige müde-mäusestill, als lauschte er auf die Gedanken, die in des sitzenden Mannes Kopfe gingen. An Fridolins Rüden floß ein kleiner Bach vorbei und neben dem lief ein kleiner Feldweg hin. Weg und Bach waren gleich ruhig. In der Stunde zwischen Tag und Dämmerung fällt gerne eine große Schweigsamkeit auf die Welt.

Dem Fridolin wollte das Brot nicht schmecken, das ihm die Rosa vor einer Weile ohne Gruß unter den Baum gestellt hatte. Er sah ihr mürrisches Gesicht noch und es hatte allen Lebensüberdrüß in ihm geweckt. Er könnte ja ins Wasser springen, dachte er. Oder ein Schuß aus dem Militärgewehr mache auch keine langen Umstände. Oder — ach — das Inswasserspringen war vielleicht das Beste. Er seufzte und hatte ein Herz zentnerschwer. Nun ließ er die



Heuer. Ölgemälde.

Bes. Frau Elly Bernet, St. Gallen.

nächsten Wassergelegenheiten sich durch den Sinn gehen, die stille Reue und die große Reue und den wilden Schächen, der aber jetzt zu wenig Wasser hatte. Dann fiel ihm ein, daß es am sichersten wäre, wenn er tiefer im Gebirg irgendwo hineinspränge, wo die Wasser Riesenkräfte haben und ihre Beute in Wirbeln begraben, daß oft niemand sie mehr findet. Ja, ja! Er stellte sich alles genau vor. Auch wie es nachher sein würde, der Jammer seiner Mutter, das Gerede im Lande — die — die Margrit! Ein wenig wunderte er, was die Rosa für ein Gesicht machen würde.

(Schluß folgt.)

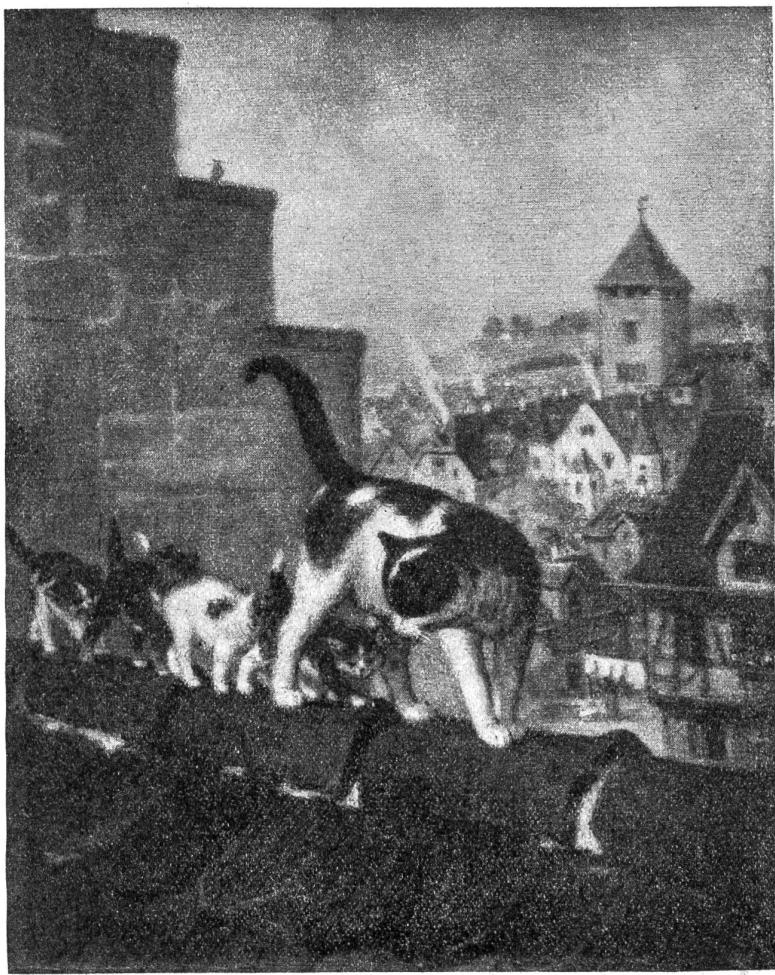
Emil Rittmeyer — ein Schweizer Maler.

Von Georg Küpper.

Vor vielen, vielen Jahren pinselte einstmals ein junger angehender Schweizermaler in München. Er befand sich eben allein im Atelier Kaulbachs, seines Lehrers. Es dämmerte. Da stürmte dessen zehnjähriges Töchterlein herein. Es floh vor zwei schlanken, gleichaltrigen Bübchen. Alle drei begannen, um die aufgestellten Staffeleien zu tollen. Der junge Malerlehrling wies sie zur Ruhe. Es fruchtete nichts. Da stellte er alle drei eigenhändig vor die Türe. — Eben fehrt der Meister zurück. Entseht! Die beiden Büblein waren Prinzen. Der eine davon ist der jetzige greise Kaiser Franz Joseph, der andere war dessen Bruder, der unglück-

liche Kaiser Maximilian von Mexiko. Den jungen Maler ließ das Schicksal stillere Pfade wandeln, weit entfernt vom stürmischen Treiben des Lebens, unberührt auch von jeglichem genialen Stürmen und Drängen. Emil Rittmeyer war eine stille, gutmütige Künstlernatur, jedem äußerlichen Aufzug abhold — einzige mit seinem inneren Reichtum lebend.

Wohl stieg er aus seiner stillen Heimat in die große Welt hinunter, um den Kampf des Lebens mitanzusehen. Doch was er heimbrachte, das waren stille, wertvolle Güter: aus München die Freundschaft mit Gottfried Keller, dem er gelegentlich aushalf, wenn er in Geldnöten stand, und



Der erste Ausgang. Oelgemälde 1890. Bes. hr. Karl Kaufmann, St. Gallen.

in dessen Landschaften er die menschlichen Figuren malte, aus Antwerpen das handwerksmäßige Rüstzeug für seinen Beruf, aus Paris die Freundschaft Feuerbachs. Hier verlebte er die stürmischen Tage von Anfang Dezember 1851. Beim Sonderbundsfeldzug hatte er mitgeholfen, sonst verließ sein Leben ruhig. Nur noch einmal, doch später, strich ein seltsamer Frühling durch sein Gemüt: im Weizbad beichtete er in einem schwachen Augenblick einer jungen deutschen Dame seinen wahren Herzenzustand. Nachher soll er mehr über seine Redheit erstaunt, als über das Mizblingen der Werbung bestürzt gewesen sein. Und seinen Geschwistern gegenüber soll er geäußert haben, es sei viel besser so, da er bei ihrer Zustimmung wirklich nicht gewußt hätte, was zu tun.

Rittmeyer wurde dann ein guter alter Kauz, ein waderes Original, über welches manche Anekdote von Mund zu Mund ging. So badete er einst in der Sitter. Da entdeckte er ein schönes Motiv. Er holte am Ufer sein Skizzenbuch. Als die Zeichnung fertig war, steckte er es zwischen Arm und Leib — in die Rocktasche. Da plätscherte das Büchlein fröhlich flußabwärts.

Solche Geschichtlein, deren es eine Menge gibt, charakterisieren trefflich sein Wesen. Darin spiegelt sich seine gutmütige Fahrlässigkeit. Schon aus seiner Knabenzeit verrät uns ein Gedicht des Neunjährigen*) einen beschaulichen Zug Rittmeiers, seine Liebe zur Natur, besonders zur Tierwelt. Schon das Kind soll sich oft sogar anzuziehen vergessen haben, wenn sein Interesse durch eine Fliege gefesselt wurde.

All die lieblichen Herrgottsgeschöpfe, wie Käfer, Laubfrösche und Rächen wurden seine Freunde. Nächtelang lauerte er in den Appenzellerbergen, um dann unbemerkt Murmeltiere beobachten zu können. Und so konnte sein Freund Tschudi keinen feinern Illustrator finden zu seinem „Tierleben der Alpenwelt“. (Siehe Berner Woche Nr. 8.) Mit ihm durchstreifte er die Berge, und damit begann so recht „jene Periode in seinem Schaffen, die das endgültige Einlenken in die seiner Natur am besten entsprechende Kunstrichtung bedeutet, die Darstellung innerrhodischen Volkslebens“. Sein ganzes Wesen war in der einheimischen Natur verankert. Aus tiefem Verständnis für die Volksseele malte er appenzellisches Bauern- und Aelplerleben. „Er trat mit jener gesunden Künstlertätigkeit in Beziehung, die ihre Stoffe dem tatsächlichen Leben entnimmt. Damit hatte er sich selbst gefunden.“*) Zwei NATUREN machten sich in ihm geltend: die eine folgte dem Leben der Aelpler, ihrer großen, freien Natur, ist farbig-licht, weitgespannt; die andere ist mit dem Wesen der Kleinstadt verwachsen. Aus der ersten entwickelte sich der Pleinairist, aus der andern entstand allerlei Intimes, oft mit anekdotischem Beigeschmaud. — Von der Darstellung des farbenfrohen Festes stieg er dann empor zur Verherrlichung des Lebens, der Arbeit der Gebirgsbauern. Rittmeyer hat als erster mit wahret Vertiefung studiert, welche Unsumme von Bewegungsmomenten, von Muskelaktivität unter äußerster Kraftanstrengung entfaltet wird, wenn z. B. die Aelpler die Heubürden mit kräftigem Schwung auf die

*) Verlepsch-Balen das „Emil Rittmeyer, ein Schweizer Maler, mit 7 farbigen und 31 schwarzen Bilder-Tafeln“ St. Gallen, Fehr'sche Buchhandlung. Der Verfasser sieht in Rittmeyer nur den Künstler. Er prüft die Frage, unter welchen Eindrücken seine Entwicklung sich abnahm, seine Umgebung, die zeitlichen Anschaunungen, die mitbestimmend wirkten bei der mehr oder weniger pugnanten Entwicklung der Persönlichkeit.



Trinkender Ziegenhirt. Bleistiftskizze.

Bes. Kunstverein St. Gallen.

*) Mitgeteilt von Dr. Gustav Jenny: „Maler Emil Rittmeyer“ mit 17 Illustrationen und XXXVI Tafeln. St. Gallen. Das Buch ist biographischer Natur.



Belauscht. Oelgemälde 1874

Im Kunstmuseum Bern.

Schulter laden, wie vor allem der Moment des Sichniedersagens vor dem Heben der Zentnerlast die volle Schönheit des Körpers zum Ausdruck bringt, und er brachte die volle Logik der Bewegungsfolge in Schönheit zum Ausdruck. Wohl zog ihn vorerst das Malerische, Dekorative an. Und er malte das Volk bei Spiel und Scherz und Tanz, „Die Alpstubete auf Sol“. Dann aber wandte er sich mehr den schlichten Seiten des Lebens zu. Er malte den „Hausbau im Schwendital“. Die Verherrlichung der Arbeit setzte ein. Rittmeyer verstand es, seinen Gestalten etwas einzuhauen, was den Ausdruck von Größe und Last der Arbeit umsetzt in bildmäßiger vornehmer Wirkung.

Der Maler besaß ein zu schlichtes, zu feines Naturell, um Kunstsprit zu betreiben. Er schloß sich nie großen Haufen (zur gegenseitigen Lobpreisung) an. Im Mannesalter machte er keine Konzessionen mehr ans Publikum. So drang sein Name nicht in alle Welt und seine Bilder zerstreuten sich nicht über die weite Erde. Die meisten blieben in einem kleineren Kreise, zum großen Teil in St. Gallen. (Im Berner Kunstmuseum haben wir „Belauscht“, ein Oelgemälde aus dem Jahre 1874. Es stellt ein Appenzeller Alplierliebespaar dar, das in innigem Moment von einem jungen, erstaunten Rühlein belauscht wird.) — —

Das Alter nahte heran. Zwei ledige Geschwister, mit

denen er gelebt hatte, zogen fort. Rittmeyer stand allein da. Seine Gutmütigkeit war ausgenutzt worden. In Geldsachen war er unbehülflich. Den Mittagstisch genoß er abwechslungsweise bei seinen zahlreichen Neffen und Nichten, bei denen er noch jetzt lebhaft in Erinnerung steht und die sich in trauten Abendstunden gerne allerhand Geschichtlein von dem immer heiteren Menschen erzählen.

Die Jahre waren dahin, da er in den Appenzeller Bergen herumstreifen konnte. Sein Gesundheitszustand machte auf die Dauer sein vagierendes Künstlerleben unmöglich.

So nahm der Greis schweren, schweren Herzens Abschied von seiner geliebten Stadt St. Gallen. Den Rest seiner Tage verbrachte er bei seinem Neffen Dr. Schäffer, Arzt, zuerst im Badischen, dann in Freudenstadt im württembergischen Schwarzwald. Von dort aus verfolgte er das kleine Leben der Stadt St. Gallen, wollte wissen, ob der große Nussbaum beim Institut, die Eiche an der Tigerbergstraße, die Libanon-Ceder an der Melonenstraße noch beständen; in einem Briefe an eine seiner Nichten schrieb er: „Etwa einen Kilometer von hier sieht man auch, denke dir, den Säntis und manche andere Schweizerberge und hoffe sie einmal zu sehen, da mich der I. Dr. bei günstiger Luft hinführt.“

Er hatte Heimweh.

1904 trat der Tod still an den greisen Künstler heran. 84 Jahre hatte seine Erdenwallfahrt gedauert. Er entschlummerte sanft und schmerzlos im Lehnsstuhl.

In stiller Größe war er seine eigenen Wege gegangen. Er war eine echt schweizerische Natur, die unter starker Betonung heimatlich-bodenständiger Art in ihrem Schaffen im Spiegel des engen Vaterlandes das Allgemeine wiedergab.

Ein alter Stadtplan in neuer Auflage.

Es weht eine wunderbare Stimmung um einen alten Stadtplan; etwas wie die Märchenzauber der Wineta sage spricht uns aus ihm entgegen: aus dem Meere der Vergangenheit taucht vor unseren Augen um so deutlicher, je länger wir hinschauen und je mehr wir uns in die Details vertiefen das Bild der alten, längst verschwundenen Stadt empor mit Häusern und Straßen, Türmen und Toren. Und plötzlich, wir wissen nicht wie, wandeln wir selber drunter in den Straßen auf dem holperigen Pflaster, schauen an die alttümlichen Häuser hinauf, die uns doch heimelig anmuten wie ein Märchen aus Großmutter's Zeiten, stehen still, vergleichen, suchen, wundern uns und wissen uns kaum zu fassen vor Erstaunen über all dem Interessanten und Lehrreichen, das unser Auge schaut.

In diesem Sinne muß der neue Sickinger Plan der Stadt Bern von Eduard von Rodt*) wohl jedem Berner zum Erlebnis werden. Der Sickinger Stadt-Plan hat eine eigene Geschichte. Der Solothurner Maler und Formenschneider Gregor Sickinger hat ihn in den Jahren 1603 bis 1607 wahrscheinlich auf obrigkeitlichen Befehl hin gemalt. Das Original ist spurlos verloren gegangen; aber erhalten geblieben sind uns die zwei Kopien, die um 1753 und 1755 der Maler Ludwig Aberli für den Berner Rat anfertigte und die heute im Historischen Museum aufbewahrt sind. Nach diesen beiden Kopien hat nun Herr Architekt Eduard von Rodt, seiner Neigung als Künstler und Gelehrter folgend, die ihn längst zur Autorität in der bernischen Geschichte**) gemacht hat, einen neuen Plan der Stadt gezeichnet und zwar mit einer minutiosen Sorgfalt und Ge-wissenhaftigkeit, die die kleinsten Einzelheiten erkennen läßt. Der Architekt hat hier mit den Augen des Historikers gesehen und umgekehrt hat der Historiker mit der Hand des Architekten gezeichnet; dergestalt ist ein Werk von großem kultur-historischem und erzieherischem Werte zustandegekommen, das kein Freund der Geschichte, kein Berner überhaupt unbedacht lassen darf und das auf alle Fälle in jeder Berner Schul-stube hängen sollte.

Ein kurzer Gang durch die Stadt vom Christoffelturm an abwärts bis zur Aare und hinüber zum alten Marzauer Stalden soll hier in kurzen Zügen an Hand des Planes und des „Begleitwortes“ beschrieben werden, um unseren Lesern von der Reichhaltigkeit des von Rodtschen Werkes einen kleinen Begriff zu geben; leider können wir unsern Text nur mit einer wenig scharfen Verkleinerung des Planes illustrieren.

Wir stehen also bei der Rosschwemme, die viele unserer Leser noch erlebt haben mögen. Da ist noch freie unbebaute Weite.

*) Der Plan der Stadt Bern, gemalt von Gregor Sickinger 1603—1607, mit Begleitwort von Ed. v. Rodt, Architekt. Bildgröße: 87 $\frac{1}{2}$ × 28 $\frac{1}{2}$ cm. Bern, Verlag von A. Francke, 1915. Fr. 6.—

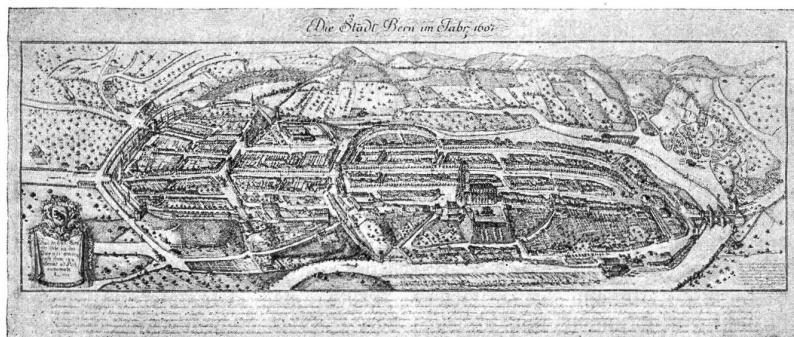
**) Von Ed. v. Rodt sind im gleichen Verlage nebst Werken über die Bernischen Burgen und Kirchen sechs schöne Bände über die kultur-geschichtliche Entwicklung der Stadt Bern erschienen.

Wenige Jahre später (nach 1618) entstanden hier die Bollwerke und Schanzen, die der Stadt ein noch geschlosseneres Aussehen gaben als die einfachen Ringmauern dies hier tun. Wir überschreiten den Stadtgraben, noch schnell einen Blick zu den „Hirzen“ hinabworfend, die hier älter Sitte gemäß gepflegt werden und schreiten durch den Bogen des mächtigen Christoffelturms. Links steht das kleine Kirchlein und Klösterlein zum Heiligen Geist, die ehemalige Pilger- und Wandererherberge und das spätere Spital. Wie winzig klein erscheinen uns die Häuschen an der Spitalgasse! Sie sind ein- oder höchstens zweistöckig und mit Schindeln gedeckt; hinten hinaus liegen Gärten und „Pflanzplätze“ und von den Scheunen und Ställen an den hinteren Gassen, der Schowlanz- und Swafenzgasse, duften echte landwirtschaftliche Gerüche hinüber. Dieser jüngste Stadtteil ist eben erst seit dem Laupenkrieg (1339) in den Stadtbann eingeschlossen; die vorstädtische Ansiedlung war von armen Hörigen bevölkert, die Golattenmatte und -gasse sprechen diese Tatsache in ihrem Namen aus (collatarii = mit Leib- und Kopfgeldern belastete Hintersäcker).

Vornehmer sind die untern und ältern Stadtteile: die Savoyerstadt und die Jähringerstadt, 1191 und um 1255 entstanden. Auf dem heutigen Bärenplatz, da wo der Bärenbrunnen steht, war der Bärengraben, der heutige Waisenhausplatz war der Dachnaglergraben, hier hatten die Schindeldachdecker ihre Ansiedlung. Der Ausdruck „Graben“ erinnert an den Stadtgraben, der die Savoyerstadt beim Räfigturm abschloß. Wir gehen die Marktstraße hinunter. Natürlich läuft der Stadtbach noch in offener Rinne durch die Gasse. Hölzerne und steinerne Brunnen schafften den Leuten das Wasser; sie werden immer umlagert gewesen sein. Beim Räfigturm und Zeitgloggen befanden sich wohl die Trüllhäuschen, wo die bösen Weiber und Männer „gewiegelt“ wurden. Auf dem Kreuzplatz stand der Richterstuhl. Hier saßen die Richter über die schweren Verbrecher zu Gericht; noch im Jahre 1830 war der Kreuzplatz der Ort des Missengerichts.

Die interessanten städtischen und kirchlichen Bauten liegen seitab vom Hauptstraßenzug: die Klöster, das Inselspital (an der Inselgasse), das Münster mit dem stumpfen Turm, das alte Rathaus oben an der Junkerngasse und das heutige Rathaus mit der offenen Säulenalle unter dem ersten Stock, die Tuchlaube, die Fleischschal, das Zeughaus und so weiter. Nur das Kaufhaus, wo die fremden Händler ihre Waren kontrollieren lassen mußten, stand an der Kramgasse.

Wir steigen die steile Gerechtigkeitsgasse hinunter, links neben der Nydeggkirche vorbei hinab zum Schwendplatz, beim Klappe-läubli, den Stalden hinunter und gelangen über die durch vier Tortürme überspannte Nydeggbrücke auf das rechte Marufer hinüber. Ein steiler Rain führt den alten Marzauerstalden hinauf.



Der Sickinger Plan der Stadt Bern vom Jahr 1607.